

Besonders fleissig und gute Noten – solche Kinder haben beste Aussichten auf eine erfolgreiche Bildungslaufbahn. Denn das Humankapital ist das höchste Gut für eine florierende Wirtschaft. Hochleistungen sind Wegmarken der Ausbildung und ein Zeichen unserer Optimierungskultur. Schulen und Eltern, die alles tun, damit der Nachwuchs im Wettbewerb besteht, sind deshalb auf dem richtigen Weg...

So weit die verbreitete Meinung. Doch sie ist nur teilweise richtig. Die Konzentration auf immer höhere Leistungen blendet aus, dass damit für Heranwachsende oft enorme psychische Kosten verbunden sein können. Manche müssen Leistungen erbringen, die sie fast überfordern. Ihre Fähigkeiten werden ausgepresst, nur um sie auf ein Niveau zu pushen, das für sie eigentlich zu hoch ist. Doch solche Zusammenhänge werden ungern zur Kenntnis genommen. Lieber werden Probleme individualisiert: Stichwort «Burnout Kids».

Selbstverständlich ist Hochleistung nicht ausschliesslich als negatives Phänomen zu verstehen. Es gibt junge Menschen, die überdurchschnittlich intelligent sind. Sie lassen sich von Lehrkräften und Eltern unbeschadet herausfordern, damit sie ihre Leistungsexzellenz unter Beweis stellen können. Doch um sie geht es hier nicht.

## Kein Klumpen Ton

Eine Hauptursache für die gegenwärtige Situation ist das Bildungssystem, das die Akademisierung vorantreibt und die verantwortete Elternschaft als Grundbedingung für den Schulerfolg der Kinder postuliert. Schulen erwarten von Vätern und Müttern eine Menge – etwa Hausaufgaben zu kontrollieren oder bei der Erstellung von Referaten und Prüfungsvorbereitungen mitzuhelfen. Darum fühlen sich viele Eltern verpflichtet, als «Produzenten» der Kinder zu handeln und sie auf die Bühne zu stossen. Dass manche von ihnen enorm in die Ausbildung des Nachwuchses investieren und ihr Engagement bisweilen überdimensioniert wirkt, ist auch eine Folge dieser Entwicklung. Das betrifft nicht nur den Weg ins Gymnasium, sondern ebenso Jugendliche mit praktischen Begabungen, die unter allen Umständen nicht der Realschule (Sek C) zugeteilt werden sollen, genauso wie Langsamlernende, Träumer, Schüchterne und Hyperaktive, die mit Therapien «normalisiert» werden müssen.

Wir tun so, als seien der Leistungsdruck und seine Folgen eine notwendige Begleiterscheinung eines erfolgreichen Bildungssystems. Dieser Trend macht glauben, das Kind sei wie ein Tonklumpen formbar, bis es den Vorstellungen der Erwachsenen genügt. Oft wird bereits die frühe Förderung als Überholspur verstanden, um den Nachwuchs später automatisch Akademiker werden zu lassen. Doch es gibt keine Entwicklungsschritte, die aus Kindern junge Menschen macht, welche der Zukunftsplanung der Erwachsenen linear folgen können. Kinder spüren wie Seismografen, was von ihnen erwartet wird, deshalb beginnt der Druck manchmal bereits im Kindergarten.

Die Gesellschaft sollte sich von der Fixierung auf das formbare Hochleistungskind distanzieren. Dass es hierfür grosse Anstrengungen der Bildungspolitik braucht und keine Alibireformchen, ist eine weit verbreitete Forderung. Doch inzwischen gilt es als empirische Tatsache, dass nicht in erster Linie die Bildungsausgaben eine zentrale Rolle spielen (international liegt die Schweiz im Durchschnitt), sondern kleinschrittige Veränderungen von Einstellungen wirksamer sind. Allerdings wissen wir nur zu gut, dass genau dies schwierig ist. Einstellungen und Überzeugungen sitzen tief und halten sich hartnäckig. Strukturen lassen sich leichter verändern.

Welche Schule braucht der Mensch? Eine leistungsorientierte Schule, die jedoch genauso potenzialorientiert und chancengerecht ist. Und eine Schule, die sich nicht lediglich auf Selektionsprozeduren anhand von Noten konzentriert, sondern Lernprozesse sowie den Erwerb überfachlicher Kompetenzen ebenso gewichtet. Dass Kinder hin und wieder scheitern dürfen, gehört dazu.

Erstens hat das Potenzial in unserem Bildungssystem eine untergeordnete Bedeutung, auch wenn es in der Wirtschaft einer der am häufigsten verwendeten Begriffe ist. In der Bildungsforschung wissen wir viel über Defizite von Schulneulingen, über die mangelnde Ausbildungsreife von Berufslernenden oder die manchmal problematische Studierfähigkeit von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten, aber kaum etwas über ihre Potenziale. Solche verdeckten Fähigkeiten werden zu selten erwartet, wahrgenommen und wertgeschätzt.

Darum muss das Bildungssystem seinen Blick neu ausrichten, weg von der Konzentration auf Defizite, hin zur Integration von Potenzialen. Doch ein solcher Blick entsteht nicht über Nacht. Und auch nicht dadurch, dass Begriffe wie Kompetenz oder Talent nun inflationär gebraucht werden, die herkömmlichen Selektionsmechanismen aber beibehalten und Einstellungsmuster gegenüber jungen Menschen nicht hinterfragt werden. Der Perspektivenwechsel muss in den Köpfen beginnen. Ohne ihn kann das grosszügigste Budget keine Wirksamkeit entfalten.

Zweitens wissen wir schon lange, dass Noten Intelligenz vortäuschen, aber kein unbestechliches Merkmal für das sind, was ein Kind kann, sondern



# In der Schule scheitern kann wertvoll sein

*Nach wie vor ist unser Bildungssystem von der Überzeugung geprägt, Optimierung und Maximierung von Leistung seien das höchste aller Ziele. Dies aber wird dem Potenzial sehr vieler junger Menschen nicht gerecht. Gastkommentar von Margrit Stamm*

**Das Bildungssystem muss seinen Blick neu ausrichten, weg von der Konzentration auf Defizite, hin zur Integration von Potenzialen.**

eher ein Produkt von Privilegien und Zufällen. Diese breit abgestützte Erkenntnis hat mit der fehlenden Chancengerechtigkeit zu tun. Im Vergleich zu privilegiert aufwachsenden Kindern haben solche aus einfach gestellten Familien beim Übertritt ins Gymnasium deutlich schlechtere Karten – auch bei gleichen Leistungen. Ihnen fehlen familiäre Förderressourcen sowie eine externe Lernunterstützung. Darum werden sie trotz intellektueller Begabung oft in eine Berufslehre abgelenkt, während Akademikerkinder das Gymnasium besuchen – auch wenn sie praktische Begabungen haben.

Unserer Gesellschaft geht somit ein bemerkenswertes Reservoir an Potenzial begabter Jugendlicher sowohl für die Berufsbildung als auch fürs Gymnasium verloren. Würden Neigungen und Interessen den Ausbildungsweg bestimmen, wären in der Berufsbildung mehr Jugendliche aus akademischen Elternhäusern vertreten, in den Gymnasien mehr solche aus einfach gestellten Familien.

## Tunnelblick auf Noten

Drittens fehlt der Blick auf überfachliche Kompetenzen. Viele Indizien sprechen dafür, dass solche Skills – die Weltgesundheitsorganisation nennt sie Lebenskompetenzen, das Management Soft Skills oder Future-Skills – für den Berufs- und Lebenserfolg genauso bedeutsam sind. Dies ist auch eine wichtige Aussage der Expertiseforschung. Sie liefert genug Hinweise, dass Hard Skills, beispielsweise Schulnoten oder Zertifikate, den Ausbildungs- und Berufserfolg nur ungenau voraussagen können. Es sind die Soft Skills, die entscheiden, ob Hard Skills in der Praxis wirksam werden können. Wenn Soft Skills somit alles andere als «soft» sind, ist es erstaunlich, dass sie in den meisten Aufnahmeverfahren fürs Gymnasium oder in Rekrutierungsmassnahmen für die Berufslehre nach wie vor zweite Garnitur sind.

Eine Gesellschaft, die sich zu Leistung bekennt, doch potenzialorientierter und chancengerechter werden will, muss viel mehr dafür tun, dass Kinder aus einfach gestellten Familien faire Chancen bei der Überwindung von Nachteilen und bei der Entdeckung von Potenzialen bekommen. Darum sind fachübergreifende Kompetenzen stärker zu gewich-

ten. Eine solche Forderung setzen Schulen um, die Beziehungen stark gewichten, das Selbstvertrauen der Schülerinnen und Schüler entwickeln und herausfordernde Situationen schaffen, damit sie Durchsetzungsfähigkeit und Beharrlichkeit («grit») erproben und Frustrationstoleranz durch die Überwindung von Hindernissen einüben können.

Doch allein kann es die Schule nicht richten. Die gleichen Förderprinzipien gelten für das Elternhaus. Mütter und Väter, die auch auf solche Kompetenzen setzen, stärken die Leistungsfähigkeit und Lebenstüchtigkeit ihrer Kinder. Damit geben sie ihnen ein solides Fundament für eine unsichere Zukunft und für mögliche Fehlschläge mit.

Scheitern dürfen – das ist mein vierter Punkt. Bücher wie die «Kunst des Scheiterns» sind im Management geläufig, in Schule und Ausbildung aber tabu. Der unbedingte Fokus auf den Bildungserfolg verhindert, die Chancen von Fehlschlägen zu erkennen. In unserer Optimierungsgesellschaft haben junge Menschen ein Recht, solche Erfahrungen zu machen. Nur so erkennen sie, dass ihnen etwas gegenübersteht, was Wirklichkeit heisst. Somit ist es ein Teil des Eltern- und Lehrerberufs, Misserfolge zuzulassen, aber junge Menschen im Glauben an sich selbst zu stärken.

Was bedeutet dies für die Schule der Leistungsgesellschaft? Die Bildungspolitik muss den traditionellen Tunnelblick auf Noten und möglichst viel Akademie überdenken und der Perspektive auf verdeckte Fähigkeiten und damit auf mehr Chancengerechtigkeit eine deutlich höhere Beachtung schenken. Fördert unser Ausbildungssystem zudem überfachliche Kompetenzen, werden junge Menschen besser auf die Unwägbarkeiten der Zukunft vorbereitet. Dafür braucht es politische Fachgremien und pädagogische Professionelle, die sich von der Überzeugung emanzipieren, Optimierung und Maximierung von Leistung sei das höchste Ziel von Bildung und Ausbildung.

**Margrit Stamm** ist emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg i. Ü. – Beim abgedruckten Text handelt es sich um das Impulsreferat, das Margrit Stamm am 15. September in Zürich beim NZZ-Podium «Leistungsgesellschaft – welche Schule braucht der Mensch?» gehalten hat.